

Blätter für den häuslichen Kreis

Objektyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis**

Band (Jahr): **34 (1912)**

Heft 45

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Blätter für den häuslichen Kreis

Allerseelen.

Albert Dorf-Hardmeyer.

(Nachdruck verboten.)

Achtlos ging ich lang vorüber
An der Toten Ruhestatt
Bis mich dann des Lebens Wechsel
Selbst dahin geführt hat.

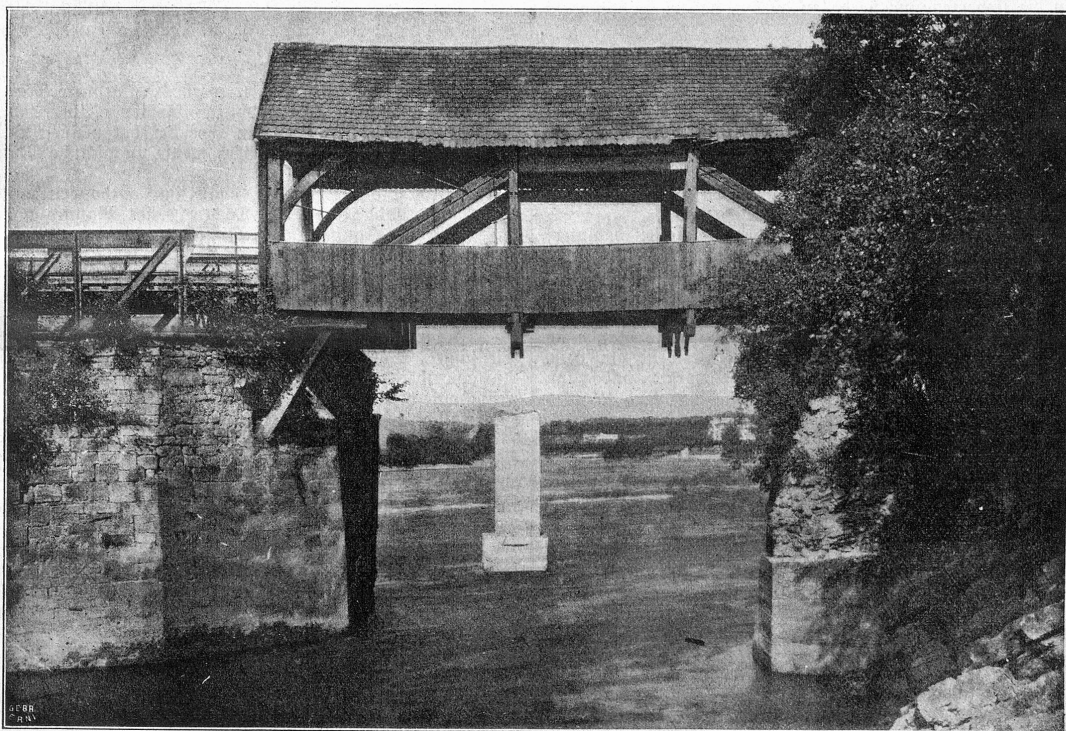
Und vor einem offenen Grabe
Sah ich dann der Liebe Schmerz,
Wie er sich in hellen Tränen
Löst aus des Menschen Herz.

„Fahre wohl,“ so hört ich rufen,
„Du mein Liebstes bist nun tot“,

Sinnend schaut ich in die Tiefe,
Die das fühle Grab mir bot.

„Soll nun das die Ruhestätte
Des beweinten Toten sein?“
Fragt' ich mich und eine Stimme
Sprach in mir voll Trostes: Nein!

Nein, wird auch der Leib verweslich
Nach des Herzens letztem Schlag,
Bleibt die Seele doch lebendig, —
Drum der Allerseelentag.



Alte Rheinbrücke bei Rheinfelden. Diese Brücke, ein malerischer Ueberrest aus alter Zeit wurde kürzlich abgerissen. Eine neue, den Anforderungen der Schifffahrt entsprechende Brücke verbindet jetzt an dieser Stelle die beiden Rheinufer.

Alle Schuld rächt sich.

Roman von Ewald August König.

4 (Nachdruck verboten).

Erwin kehrte mit dem Buche zurück — es enthielt die Handschrift Martins; der Vergleich ergab eine Bestätigung der Behauptung Streichers.

„Ich kann das nur eine Infamie nennen!“ sagte Kreuzberg entrüstet, nachdem er seinem Sohne den Brief Streichers vorgelegt hatte; „der junge Grimm schuldet uns Dank — ich begreife nicht, was er mit der Bosheit bezweckt hat! Mir schreibt er in seinen anonymen Briefen, ich möge mich etwas mehr um meine Töchtern bekümmern, die auf allen Bierbänken durch die Zähne gezogen würden, und auch von Dir ist darin die Rede. Wie gesagt, ich begreife es nicht; daß er einen boshaften Charakter besitzt, habe ich bisher noch nicht bemerkt.“

„Es unterliegt kein Zweifel, daß er der Schreiber ist,“ erwiderte Erwin, der nun auch die Handschriften miteinander verglichen hatte; „die Buchstaben sind einander so ähnlich wie zwei Tropfen Wasser.“

Der Kaufmann zog an der Glockenschnur.

„Herr Grimm schon anwesend?“ fragte er den eintretenden Hausdiener.

„Noch nicht.“

„Eduard sprach gestern Abend auch über ihn,“ sagte Erwin, als der Diener sich wieder entfernt hatte; „ich nahm ihn in Schutz, aber mein Freund meinte, wir würden noch schlimme Erfahrungen machen, der Apfel falle niemals weit vom Stamm.“

„Auf die Weisheit Deines Freundes gebe ich nichts,“ erwiderte sein Vater, der die Durchsicht der Briefe beendet hatte; „ihm wird der Pflegebruder stets ein Dorn im Auge gewesen sein. Und wenn das Sprichwort zuträfe, so müßte der Herr Leutnant Hartenberg ein ganz anderer Mensch sein, denn sein Vater ist ein durchaus solider, ernsther Mann.“

„Eduard ist noch jung —“

„Nimm ihn nicht in Schutz, ich kenne ihn genau genug, um die Ueberzeugung hegen zu dürfen, daß es mit ihm ein klägliches Ende nehmen wird.“

„Sein Vater ist sehr vermögend — Eduard wird später, wenn er einmal seinen Abschied nimmt, von den Zinsen seines Vermögens leben können.“

Der alte Herr blickte befremdet auf — es lag ein harter Zug um seine Lippen. „Weshalb sagst Du mir das alles?“ fragte er. „Die Wärme, mit der Du Dich seiner annimmst, erscheint mir etwas verdächtig.“

„Ich betrachte es als meine Pflicht, den Freund in Schutz zu nehmen,“ erwiderte Erwin ausweichend.

„Hm, ich vermute, es stecken andere Absichten dahinter; Fanny hat vor Kurzem eine Aeußerung fallen lassen, die mich frappierte; ich rate Dir, gib Deiner Schwester keine Gelegenheit, diesem Herrn näher zu treten, Du würdest ihr einen schlechten Dienst damit erweisen. Was die Vermögensverhältnisse des Rechtsanwalts Hartenberg anbetrifft, so glaube ich dieselben besser zu kennen: sie sind keineswegs glänzend. Die Praxis hat abgenommen, jüngere Advokaten haben ihn verdrängt, und da er selbst auf großem Fuße lebt, so wird er an Ersparnisse nicht denken können. Wenn der Herr Leutnant einmal seinen Abschied nehmen muß, was früher oder später der Fall sein wird, dann —“

Hier wurde Kreuzberg durch den Eintritt Martins unterbrochen, der in bescheidenem Tone sich nach den Befehlen seines Prinzipals erkundigte.

Der alte Herr hielt den strengen Blick fest auf ihn gerichtet. „Wie kommen Sie dazu, mir anonym zu schreiben?“ fragte er in scharfem Tone. „Was wissen Sie von meinen Töchtern? Wenn Sie Ihre Behauptungen beweisen können, weshalb legen Sie nicht mit der Offenheit eines ehrlichen Mannes mir die Beweise vor?“

Im ersten Augenblick verwirrt, gewann Martin bald seine Fassung wieder; er erinnerte sich der Drohungen, die Annas Vater ausgesprochen hatte, und da er sich schuldlos wußte, schlug er vor dem strengen Blick seines Chefs die Augen nicht nieder.

„Ich weiß von Ihren Damen nichts und habe auch nichts geschrieben,“ erwiderte er, sich hoch aufrichtend.

„Daß Sie leugnen würden, ließ sich erwarten,“ sagte Erwin entrüstet, aber sein Vater befahl ihm durch einen Wink, zu schweigen.

„Hier sind die Briefe, und hier ist Ihre Handschrift,“ fuhr Kreuzberg fort. „Diesen Beweisen gegenüber werden Sie schwerlich leugnen können. Ratsamer wäre es, wenn Sie die Schuld offen bekennen und Ihre Gründe für diese Handlungsweise nennen wollten.“

Martin gab keine Antwort — er las die Briefe und legte sie kopfschüttelnd wieder hin.

„Ich kann Sie nicht zwingen, mir Glauben zu schenken,“ sagte er, und unverhohlene Entrüstung blitzte dabei aus seinen Augen. „Ich darf auch nicht hoffen, daß Sie es tun werden, da ich ja zugeben muß, daß die Handschrift eine frappante Ähnlichkeit mit der meinigen hat; aber bei allem, was mir teuer und heilig ist, schwöre ich Ihnen, daß meine Hand diese Briefe nicht geschrieben hat. Ich habe meine Schwächen und meine Fehler, von denen ich mich nicht freispreche, aber undankbar bin ich nicht. Nie werde ich Ihnen vergessen, daß Sie mich in Ihr Haus aufgenommen und mir Ihr Vertrauen geschenkt haben.“

Die ernste Ruhe, mit der Martin das gesagt hatte, sowie sein offener, furchtloser Blick und die gleichwohl sichtbare, tiefinnere Erregung machten auf den Kaufmann einen guten Eindruck.

„Ich wüßte allerdings nicht, womit ich diese Bosheit verdient haben sollte,“ erwiderte er achselzuckend; „aber Sie werden andererseits auch zugeben müssen, daß die vorliegenden Beweise fast ganz überzeugend sind. Nicht ich allein habe solche nichtswürdige Briefe empfangen, auch viele Personen in dieser Stadt klagen darüber. Man hat lange nach dem Schreiber gesucht, nun ist er entdeckt und dem Staatsanwalt bereits Anzeige davon gemacht; wird die Geschichte veröffentlicht, was ja nicht ausbleiben kann, so bricht der Sturm von allen Seiten los. Wie wollen Sie sich gegen ihn schützen?“

„Das weiß ich selbst noch nicht,“ antwortete Martin, gedankenvoll vor sich hinstarrend; „ich kann nur erklären, daß ich nicht der Täter bin. Wer hat mich angeklagt?“

„Ein achtbarer Mann, Herr Habakuk Streicher.“

„Ich dachte es mir! Herr Streicher hat mir gestern Abend mit dieser Anklage gedroht und dabei offen erklärt, daß er mich hasse.“

„Aus welchen Gründen?“

„Weil ich um seine Tochter werbe,“ entgegnete Martin, dessen Wangen sich plötzlich dunkler färbten. „Aber das ist nicht der einzige Grund; Herr Streicher hat meinen Vater schon gehaßt, und dieser Haß trieb meine unglückliche Mutter in den Tod.“

„Wenn Sie das wußten, dann war es doppelt unklug von Ihnen, daß Sie sich der Tochter dieses Mannes näherten,“ sagte der Kaufmann. „Sie sollen überhaupt ans Heiraten noch nicht denken. Wie alt sind Sie jetzt?“

„Sechszwanzig.“

„So können Sie immerhin noch einige Jahre warten!“

„Der Stimme des Herzens kann man nicht gebieten —“

„Ach was! Mit solchen dummen Redensarten verschonen Sie mich! Was wollen Sie nun beginnen? Daß Sie die Anklage überzeugend widerlegen müssen, wenn Sie in meinem Hause bleiben wollen, werden Sie begreifen; gelingt es Ihnen nicht, so muß ich Sie entlassen.“

Daran schien Martin noch nicht gedacht zu haben. Bestürzung spiegelte sich in dem Blick, mit dem er seinem Prinzipal nachsah, der langsam auf und nieder schritt. „Ich werde mich darüber mit meinem Pflegevater beraten,“ sagte er, „Doktor Hartenberg wird mich in dieser Angelegenheit nicht im Stich lassen.“

Erwin lächelte spöttisch. Mit dem goldenen Lorgnon auf der Nase, drehte er an den Enden seines Schnurrbartes. Der Ausdruck seines Gesichtes ließ erkennen, daß die Versicherungen Martins bei ihm keinen Glauben fanden.

Adolf Kreuzberg schien darüber anders zu urteilen — er kannte die Pflichttreue Martins bisher hatte er noch keine Ursache zur Unzufriedenheit gefunden, und trotz der scheinbar überzeugenden Beweise hielt er den jungen Mann einer so gänzlich zwecklosen Bosheit nicht für fähig. Er blieb vor Martin stehen und heftete seinen Blick fest auf das offene, ehrliche Gesicht desselben.

„Haben Sie mir die volle Wahrheit gesagt?“ fragte er.

„Bedenken Sie wohl, daß der Staatsanwalt die Sache streng untersuchen wird; sollten Sie überführt werden, so hätten Sie meine Achtung für immer verscherzt, und mit Schimpf und Schande müßten Sie dieses Haus verlassen.“

„Was ich Ihnen sagte, ist die Wahrheit,“ erwiderte Martin, der seine Erregung nur mühsam noch beherrschen konnte; „jene Briefe habe ich nicht geschrieben.“

„Nun wohl, ich will Ihnen glauben, und wenn dennoch ein laieses Mißtrauen zurückbleibt, so müssen Sie das natürlich finden; es wird erst schwinden, wenn Sie die Anklage überzeugend widerlegt haben.“

„Und dies wird erst dann der Fall sein, wenn der Schuldige in einer anderen Person entdeckt ist,“ fügte Erwin hinzu.

„Beraten Sie sich mit dem Doktor Hartenberg,“ fuhr der alte Herr fort; „die Entscheidung muß nach meiner Ansicht in die Hände Sachverständiger gelegt werden, die Ihre Handschrift mit diesen Briefen zu vergleichen haben.“

„Wollen Sie mir die Briefe anvertrauen? fragte Martin. „Gewiß, nehmen Sie das alles mit; vernichten dürfen Sie diese Briefe nicht, wenn Sie nicht den Verdacht, der auf Ihnen ruht, beständigen wollen. Es wäre besser gewesen, wenn Sie den Haß Streichers nicht herausgefordert hätten. Die Erbitterung aller, welche solche Briefe empfangen, wird sich nun gegen Sie richten, und das haben Sie dem Haß jenes Mannes zu verdanken.“

Martin hatte die Briefe zusammengefaltet und in die Tasche gehoben. Mit einem tiefen Atemzuge griff er nach seinem Hute.

„Ich kann nur vermuten, daß es eine absichtliche Verleumdung ist,“ sagte er. „Herr Streicher will mich dadurch hier unnötig machen, vielleicht mich zwingen, die Stadt zu verlassen.“

„Wenn Sie überführt werden, so dürfen Sie mehrmonatliche Gefängnisstrafe erwarten,“ entgegnete der Kaufmann ernst. „Gehen Sie sofort zu Ihrem Pflegevater, Sie haben seinen Augenblick zu verlieren, denn die Anklage befindet sich schon in den Händen des Staatsanwalts.“

„Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, Herr Kreuzberg —“ „Bestreben Sie sich, es zu rechtfertigen, und Sie dürfen auf die Fortdauer meines Wohlwollens rechnen.“

Martin eilte hinaus — die Feindschaft Streichers stößte ihm jetzt ernste Besorgnis ein. Als er in das Haus Hartenbergs trat, begegnete ihm sein Pflegebruder auf der Schwelle. „Na, was suchen wir hier?“ fragte der Leutnant in seiner schnarrenden Weise, während er Martin mit einem verächtlichen Blick musterte; „sind wohl in Geldverlegenheit, he?“

„Derartige Verlegenheiten kenne ich nicht,“ erwiderte Martin trocken, „ich weiß mich nach der Decke zu strecken.“

„Ah, ah, noch immer der alte Windbeutel!“ spottete Eduard. „Statt im Kontor die Elle zu handhaben, flaniert man im Sonntagswichs durch die Straßen — ganz schauerhaft!“

Spöttisch lachend, schritt er ohne Gruß von dannen. Martin sandte ihm einen zürnenden Blick nach und trat gleich darauf in das Kabinett seines Pflegevaters, der ihn auch mit unfreundlicher Miene empfing. Die Unterredung mit dem Sohne hatte den Advokaten verstimmt. Ohne lange Einleitung kam Martin zur Sache. Er berichtete den Auftritt mit Streicher und die Ursachen davon und überreichte dann seinem Pflegevater die Papiere. Das Gesicht des Advokaten hatte sich noch mehr verfinstert, und sein Blick wurde immer unfreundlicher, während er die Papiere las.

„Was soll ich in dieser Sache tun?“ fragte er in barschem Tone. „Hast Du die Briefe geschrieben oder nicht?“

„Wie können Sie nur glauben, daß ich einer solchen Niederträchtigkeit fähig sei,“ erwiderte Martin vorwurfsvoll. „Und welches Interesse hätte ich überhaupt dabei haben können?“

„Es gibt viele Menschen, die Freude am Skandalmachen finden,“ sagte der Advokat sehr kühl und rückte an seiner Brille.

„Aber wenn ich Ihnen auf Ehrenwort die Versicherung gebe —“

„Nun ja, ich glaube Dir; aber was kann denn ich in dieser Angelegenheit tun? Der Staatsanwalt wird die Untersuchung anordnen. Es macht von vornherein einen schlechten Eindruck, wenn man sich verteidigt, ehe man angeklagt

ist. Der Wolf tat das bekanntlich auch, und doch wurde in seinem Magen das Lamm gefunden!“

„Aber die Anklage ist ja schon gegen mich erhoben!“ sagte Martin, ärgerlich über die unerwartete Weigerung. „Mag es nun ein Zufall sein, daß die Handschrift des Schuldigen der meinigen so frappant gleicht, oder mag hier eine bestimmte, gegen mich gerichtete Absicht vorliegen: jedenfalls ist die Sache so ernst, daß ich ihr energisch entgegenzutreten muß.“

Doktor Hartenberg klopfte mit gedankenvoller Miene auf den Deckel seiner silbernen Tabakdose und nahm eine Zigarre.

„Ernst, sehr ernst, allerdings!“ erwiderte er. „Dieser Habakuk Streicher war der Hauptbelastungszeuge im Prozeß gegen Deinen Vater — er hat Deine Eltern gehaßt, er haßt auch Dich. Gib also dem Mann keinen Anlaß, Dich zu verfolgen; schreib ihm, Du wollest das Verhältnis zu seiner Tochter abbrechen —“

„Wäre das nicht Feigheit?“ unterbrach ihn Martin entzündet. „Lüge nicht in diesem Zugeständnis gewissermaßen ein Bekenntnis meiner Schuld? Nimmermehr werde ich diesen Rat befolgen. Ich habe Anna mein Wort verpfändet, und dieses Wort werde ich einlösen, mag daraus entstehen, was da will.“

„Du wirst doch nicht das Mädchen entführen wollen?“ spottete der Advokat, mit seiner Dose spielend.

„Das ist unnötig — Anna folgt mir aus freiem Antrieb!“

„Und da sie noch nicht mündig ist, kann der Vater sie durch die Polizei zurückholen lassen. Der Schmied von Gretna-Green existiert auch nicht mehr, und hier zu Lande sind die Eheschließungen mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft. Von dem Fluch, den der Vater auf Eure Ehe schleudern würde, will ich nicht weiter reden —“

„Er kann uns nicht treffen!“

„Ich wußte, daß Du mir diese Antwort geben würdest; die Jugend denkt ja nur an den Augenblick, und die Zukunft ist ihr ziemlich gleichgültig. Aber gesetzt auch, es gelänge Dir, alle Hindernisse zu überwinden was darfst Du von einer solchen Ehe erwarten? Die Fütterwochen sind rasch verstrichen, dann kommt die Reue, und daran, daß Dein Schwiegervater Euch verzeihen würde, ist gar nicht zu denken. Ueberdies liegt die Möglichkeit nahe, daß Dein Prinzipal Dich in Folge dieses öffentlichen Aergernisses entlassen wird; eine neue Stelle ist schwer zu finden, und von der Liebe allein wird man nicht satt. Denke nicht weiter an diese Dummheiten, ich meine es gut mit Dir, Martin. Ich will, wenn Du meinen Rat befolgst, mit dem Makler Streicher reden; vielleicht läßt er sich bewegen, den Strafantrag gegen Dich zurückzuziehen.“

In den Augen Martins blitzte es zornig auf.

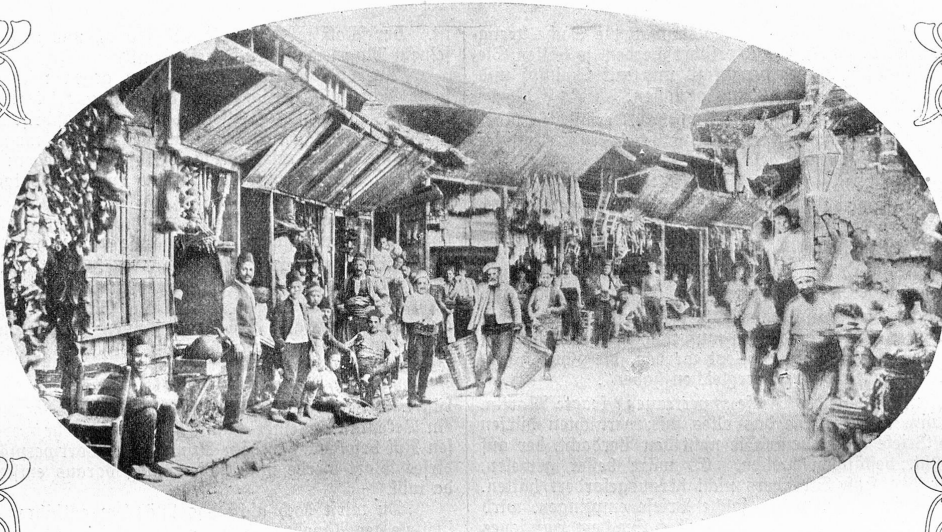
„Wie können Sie mir nur diesen Rat geben?“ sagte er in bitterem Tone. „Ich soll mich demütigen vor dem Haß dieses Mannes? Wird er nicht behaupten, ich fühle mich schuldig, weil ich ihn bitten lasse, den Strafantrag zurückzuziehen? Und würde Anna mich nicht verachten, wenn ich aus Furcht vor einer Drohung mein Wort zurücknähme? Das kann und darf ich nicht; im Gegenteil, ich muß nun darauf dringen, daß die unbegründete Anklage untersucht wird; das bin ich meiner Ehre schuldig.“

Der Advokat hatte das Fenster geschlossen und die Jalousien zum Schutz gegen den Sonnenbrand niedergelassen; er fuhr mit dem Taschentuch über die Stirn und den kalten Schädel, auf denen Schweißtropfen perlten. „So mußt Du eben tun, was Du nicht lassen kannst,“ erwiderte er lakonisch. „Willst Du meinen Rat nicht befolgen, so kann ich mich auch nicht weiter um die Sache kümmern.“

Martin hatte sich erhoben. Er begriff dieses schroffe, ablehnende Verhalten seines Pflegevaters nicht, der sich ihm nie zuvor so unfreundlich gezeigt hatte.

„Ich weiß nicht, wodurch ich Ihr Wohlwollen verscherzt habe,“ sagte er mit einem tiefen Seufzer; „wenn Sie Ursache haben, sich über mich zu beklagen, dann sagen Sie es mir offen, damit ich mich rechtfertigen kann. Sie waren früher so gütig gegen mich, Sie nahmen stets so herzlichen Anteil an allem, was mich betraf, daß die heutige Kälte mich im höchsten Grade befremden muß. Der Rat, den Sie mir gegeben —“

„Es ist der beste, den ich unter den obwaltenden Umständen erteilen konnte,“ unterbrach ihn der Advokat, während er



Straße im Bazar zu Adrianopel.

sich mit den Alten auf seinem Schreibtische beschäftigte. „Du darfst nicht vergessen, daß Dein Vater wegen eines entehrenden Verbrechens verurteilt ist, und daß Du schon aus diesem Grunde Dich ducken mußt. Machst Du Dich eines Vergehens schuldig, so wird dies schärfer als bei jedem anderen beurteilt. Halte Frieden mit den Leuten und vor allen Dingen mit Deinen Gegnern, wenn Du Dich in ihren Augen demütigen mußt; Du wirst stets den Kürzeren ziehen, wenn auch das Recht auf Deiner Seite ist.“

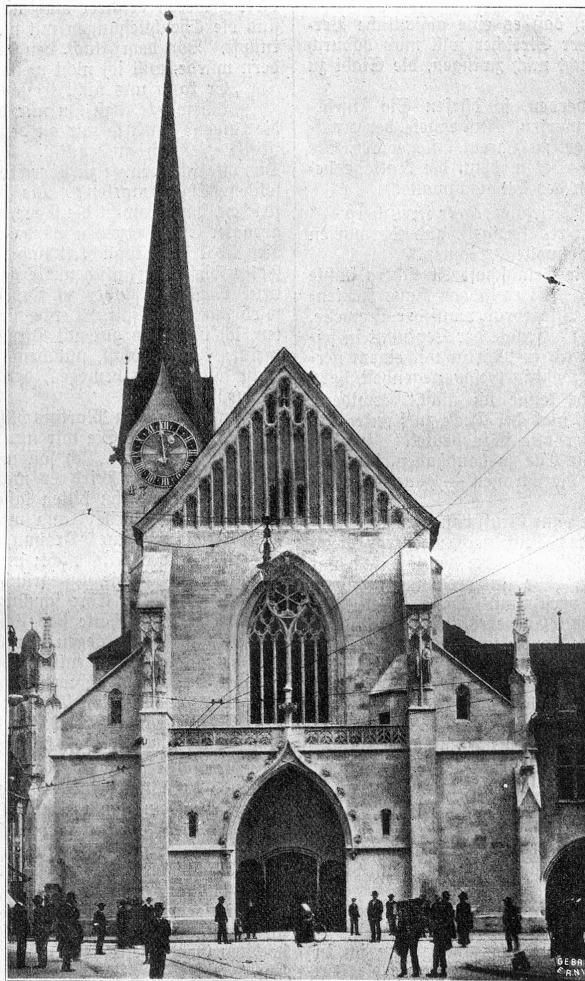
„Sie wollen mir also nicht beisitzen?“ fragte Martin mit gepreßter Stimme.

„Ich kann es nur in der angegebenen Weise; sollte die Anklage gegen Dich zur Verhandlung kommen, so will ich Deine Verteidigung übernehmen.“

„Man könnte diese Briefe nebst meiner Handschrift einem Sachverständigen zur Prüfung vorlegen.“

„Das Gericht wird dies anordnen, wenn die Untersuchung so weit gediehen ist,“ sagte der Advokat mit einer ablehnenden Handbewegung; „es hat keinen Wert, wenn wir selbst das Gutachten eines Sachverständigen vorlegen.“

„So war also meine Hoffnung, hier Hilfe zu finden eitel,“ sagte Martin vorwürfsvoll; „fast will



Das restaurierte Fraumünster in Zürich: Die Westfront.

es mir scheinen, als ob ich ausgestoßen sei aus diesem Hause, indem ich meine ganze Kindheit verlebte. Wenn ich mir einer Schuld bewußt wäre, so würde ich es begreifen; nun aber zerbreche ich mir vergeblich den Kopf über die Gründe, die ich nicht erforschen kann. Daß Eduard mir feindlich gesinnt ist, weiß ich —“

„Es liegen keine Gründe vor, die Deinen Besuch hier unwillkommen machen könnten,“ fiel ihm der alte Herr abermals ins Wort; „ich habe Dir den besten Rat gegeben und auch meinen Beistand Dir angeboten. Du verwirfst beides. Damit ist die Sache für mich erledigt. Und wenn Du glaubst, Dich heute über Unfreundlichkeit beklagen zu müssen, so bedenke auch, daß man nicht immer in derselben Stimmung sein kann; ich habe auch meinen Aerger und meine Sorgen, gegen die Deine eigenen Kümmernisse nur Kinderspiel sind.“

Martin sah ein, daß er nichts weiter erreichen konnte; er nahm Abschied und verließ das Haus, um den Doktor Riese aufzusuchen.

Die Schenke „zum weißen Pferd“ lag hinter dem Gerichtsgebäude. Es war ein altes, niedriges Haus, in dem alle Prozeßsüchtigen vom Lande und aus dem niederen Bürgerstande verkehrten.

(Fortsetzung folgt.)



Ansicht des bulgarischen Hafens Varna. — Varna ist von der türkischen Flotte bombardiert worden.

Ein Kindesmischal.

Erzählung nach dem Leben von Max Otto.

Die Hauptsaison — wie die Zeit während der großen Ferien von den Einheimischen mit nicht geringem Stolz genannt wurde — war vorüber. Unser Waldstädtchen nahm wieder das alte Gepräge an.

Es war am Nachmittag.

Ich schlenderte nach vollbrachtem Tagewerk dem Wald zu.

Allmählich war ich vom Wege abgekommen. Hier einen Pilz, dort einige Beeren zu mir nehmend, geriet ich tiefer in den Wald hinein. Mit stillem Behagen kostete ich die Ruhe, den Frieden.

Aus dem Dunkel der altehrwürdigen Kottannen hervortretend, kam ich in eine junge Schonung. Regelmäßig wechselten hier gegen Abend einige Stück Rehwild Riften u. auch Böcke.

Sie verließen ihr Versteck am waldigen Fuße des nahen Berges, um in dem Grunde unten ihren Durst zu löschen.



Das neue Portal des restaurierten Fraumünster in Zürich.

Oft schon hatte ich sie von ferne belauscht und mich an ihren zierlichen Sprüngen ergötzt. Auch heute hoffte ich die scheuen Wesen wieder zu sehen.

Ich brauchte nicht lange zu warten.

Ein leises Knacken — da traten sie heraus, voran der Bock, vorsichtig äugend, hinter ihm die Riften. In kurzem Galopp ging's über die Waldblöße. Schon war der Bock im Dickicht verschwunden, die Riften ihm nach, da plötzlich ein gellender Schrei, der Angstschrei eines Kindes. Wie rasend brachen die Rehe wieder hervor und sprengten in anderer Richtung davon.

Ich wandte mich sofort der Stelle zu, von wo mir der Schrei gekommen schien.

Ein Kind war's, ein kleines Mädchen. Es kniete am Fuße einer mächtigen Weißtanne und sah mit weit aufgerissenen Augen dem fliehenden Wild nach. Vor ihm lag eine Menge Pilze. Der eine Zipfel der Schürze war ihm entfallen, vor Schreck gewiß, und dadurch die mühsam gesammelten Pilze zum Teil verschüttet.

Es mußte ein kleiner Fremdling sein, denn ein einheimisches Mädchen hätte sich nimmermehr vor Rehwild gefürchtet, auch wäre es mir sonst von der Schule her bekannt gewesen.

„Du bist wohl erschrocken, als die Rehe kamen?“

Scheu sah das Kind mich an und musterte mich von oben bis unten. Dabei verlor sein Gesicht den ängstlichen Ausdruck, ein finsterner Zug glitt darüber.

„Ja!“ nickte die Kleine.

„Hast du noch nie welche gesehen?“

„Nein!“ war die kurze Antwort.

Das Mädchen war, verdeckt durch den Stamm der Tanne, von dem Wilde zunächst nicht bemerkt worden, Umgekehrt hatte auch das Mädchen die Rehe erst gesehen, als sie knapp an ihm vorüberwollten. Darum der Schrei und die schnelle Flucht der erschreckten Tiere.

„Wo kommt du her?“

Keine Antwort, nur scheues Anstarren.

„Wo wohnst du denn?“

Keine Antwort. Die Augen feuchteten sich. Gleich würde das Weinen beginnen. Aber nein. Die großen blauen Augen erhielten einen merkwürdigen feuchten Glanz, die feinen Augenbrauen zogen sich zusammen. Halb bittend, halb unmutig sah sie mich verwundert an, ohne zu weinen.

„Komm, ich helfe dir deine Pilze auslesen, oder soll ich fortgehen und dich allein lassen?“ fuhr ich wärmer fort.

„Ich möchte nach G., — sie nannte den Namen unseres Dertchens — und weiß den Weg nicht.“

„Den kann ich dir zeigen, komm mit mir.“

Wiederum musterte sie mich einen Augenblick, dann las sie ihre Pilze auf und ließ sich von mir führen.

Untermwegs versuchte ich Näheres über Namen und Herkunft zu erfahren. Vergebens. „Ja“ und „Nein“ waren das Resultat meiner Bemühungen. Fast war ich gewillt, das Mädchen als geistig nicht ganz normal zu betrachten, wenn nicht der Blick ein gar so verständiger gewesen wäre. Oder war es nur kindliche Schüchternheit? Oder Verstocktheit? Ich wurde später eines Besseren belehrt. G. lag vor uns.

„Jetzt wirst du dich zurechtfinden!“

Der finstere Zug verschwand auf einen Augenblick, ein warmer Blick traf mich aus den großen Kinderaugen.

„Danke“ und hufch, war sie weg, auf der andern Seite in den Wald hinein. Verwundert starrte ich ihr nach.

Ein merkwürdiges Kind.

Eine halbe Stunde später war ich zu Hause und erzählte meiner Frau das Erlebnis.

Am nächsten Vormittag bemerkte ich unter meinen Schülern eine gewisse Erregung.kehrte ich ihnen den Rücken, dann begann sogleich ein eifriges Tuscheln und Erzählen. Ein kleiner pausbattiger Vordenkopf konnte endlich das Geheimnis nicht länger wahren. Mit strahlendem Gesichte erzählte er, daß gestern eine Schauspielertruppe angekommen sei und heute gegen Abend auf der Wiese unter den Linden allerlei Kunststücke machen werde. Die Turngeräte seien schon aufgestellt.

Der Nachmittagsunterricht begann um 2 Uhr. Als dirigierender Lehrer wohnte ich im Schulhause.

5 Minuten vor 2 Uhr klingelte es. Eine starknochige, etwas zweifelhaft gekleidete Frau stand draußen, an ihrer Seite — mein Fremdling von gestern.

„Herr Oberlehrer, ich möchte meine Nichte zur Schule anmelden.“

„Bitte, treten Sie näher.“

Von dem großen Wust von Worten, der sich nun über mich ergoß, verstand ich soviel, daß sie „Künstlerin“ sei und „am Trapez arbeite“, daß ferner das Mädchen Marie heiße, aber „Mizzi“ genannt werde, und daß letztere auf 8 Tage, — solange wollten sich die „Künstler“ bei uns aufhalten — die hiesige Schule besuchen sollte.

„Mizzi ist sehr störrisch, Sie werden Geduld mit ihr haben müssen.“

Ich versprach mein Möglichstes und wandte mich dem Kinde zu. Es hatte mich bis jetzt unausgeseht angesehen. Jetzt schlug es die Augen nieder.

„Komm Marie,“ — mit Absicht nannte ich sie bei ihrem richtigen Namen —, „ich werde dir den Platz anweisen.“

Marie zuckte zusammen. Ein Blick traf mich, ein unvergeßlicher Blick. Der finstere trotzige Zug schien gewichen,

wiederum nahmen die Augen jenen weichen, feuchten Glanz an, ein halb banges, halb zweifelndes Leuchten der großen Kinderaugen, ein leises Lächeln um die Lippen . . .

Als ich mit ihr das Schulzimmer betrat, zeigte ihr Gesicht den gewohnten Zug.

Jener Blick aber gab mir zu denken. In dem Kinde existierten anscheinend zwei Naturen, die eine, die sich zur Schau trug, die andere, die zwar unterdrückt worden war, bei liebevollem Entgegenkommen aber mit Macht durchbrach. Es konnte nicht anders sein: die ungünstigen sie umgebenden Verhältnisse hatten sie zu dem geformt, was sie jetzt war, denn daß Marie nicht ein Komödiantenkind im gewöhnlich gebrauchten Sinne war, schien mir vom ersten Augenblick an zweifellos. Und wie konnte sonst ein einziges liebevolles Wort eine derartige Wirkung haben? Hier fehlte Liebe, nichts als Liebe, eine gütige Hand, die kosend den Scheitel berührt, ein liebendes Wort, das den Weg zum Herzen findet. Von der Frau jedoch, die mir das Mädchen brachte, war beides kaum zu erwarten. Und nannte sie Marie nicht ihre Nichte?

Ich beschloß, meine neue Schülerin nicht aus dem Auge zu lassen. Mein Interesse an ihr war erwacht. Hier war Gelegenheit geboten, über interessante Kapitel aus der Psychologie der Kinderseele Aufschlüsse zu erhalten. —

In der Schule zeigte sich Marie als ein aufmerksames fleißiges Kind. Ihr Wissen war wohl lückenhaft, — durch das fortwährende Umherziehen erklärlich — die leichte Aufassungsgabe und ihr Fleiß aber ermöglichten ihr das Fortkommen mit den gleichaltrigen Schülerinnen.

Das stumme Wesen, das mir bei meiner ersten Begegnung aufgefallen war, behielt sie bei, auch im Verkehr mit andern Mädchen. Nur an mein Töchterchen schloß sie sich enger an. Zu meinem Erstaunen schien sich da eine regelrechte Freundschaft entwickeln zu wollen. Ich ließ sie gewähren, war mir doch dadurch Gelegenheit geboten, das Kind zu beobachten.

Am Abend desselben Tages gab die Künstlertruppe ihre erste Vorstellung. Marie mußte, wie mir Hilde, mein Töchterchen erzählte, auch „mitmachen“. Natürlich war schon bestimmt worden, daß ich auch zusehen mußte. Ich lehnte aber ab. Derartige „Künste“ waren mir von jeher unsympathisch gewesen. Hilde ging in Begleitung einer älteren Freundin. Als sie zurückkam, war sie, wie erwartet, ganz Feuer und Flamme.

„Denke dir, Papa, ein ganz enges weißes Kleid hatte sie an und weiße Perlen darauf, und eine blaue Schärpe um, die sah aus wie Seide und an den Füßen hatte sie weiße Schuhe. Und geturnt hat sie, und Purzelbäume gemacht, und zuletzt ist sie ein ganzes Stück auch auf dem Seile gelaufen. Und dann haben alle Leute geklatscht, aber sie hat sich gar nicht darüber gefreut. O Papa, wenn ich das könnte und die Leute klatschten, dann würde ich gewiß lachen und würde ganz rot vor Freude werden.“

Ich ließ das Plappermäulchen plappern. Daß Marie keine Freude an dem Beifall gezeigt hatte, bestätigte meine Meinung von ihr.

Die folgenden Tage verbrachte Marie in ihrer schulfreien Zeit meist bei uns. Auf ihr Bitten hin erlaubte ich Hilde, daß sie mit ihrer neuen Freundin auch hin und wieder nach dem Steingrund — so hieß jenes Tal, wo das Wild wechselte, — gehen dürfe, damit letztere sich überzeuge, wie grundlos ihre Furcht vor den scheuen Tieren ist. Marie kam gern. Ihr sagte es anscheinend zu, so bemuttert zu werden. Mit echt weiblichem Scharfsinn hatte meine Frau herausgefunden, daß jener die wahre Mutterliebe fehle und sich deshalb genötigt gefühlt, sich des armen „Komödiantenkindes“ so recht anzunehmen. Ich warnte sie. Wie sollte es werden, wenn das Kind wieder von uns fort mußte? Mußte ihr da der Mangel einer liebevollen Umgebung nicht umsomehr bemußt werden?

Am Montag waren die Künstler gekommen, heute war Sonnabend; am nächsten Montag wollte man weiterziehen.

Marie, die heute am schulfreien Nachmittag mit uns am Kaffeetische saß, hatte sich in der kurzen Zeit geändert. Sie war nicht mehr dieselbe, die ich damals im Walde kennen gelernt hatte. Der finstere, fast schwermütige Zug war gewichen. Die großen, blauen Kinderaugen blickten fröhlich in die Welt hinein. Der Mund, der anfangs zum Reden

überhaupt nicht geschaffen schien, fand kaum Ruhe. Wie oft hatte ich in den letzten Tagen ihr silberhelles Lachen durch den Garten schallen hören. Nur gestern, als ich sie nach ihren Erlebnissen fragte, war der Sonnenschein von ihrem Gesichte wieder gewichen. Zögernd und stockend erzählte sie. Und traurig genug war es, was ich hörte. Vielleicht nichts Neues. Wieviel Kindern mag es nicht ähnlich ergehen. Aber dennoch ergreifend.

Ihre Eltern waren wohlhabende Leute gewesen. Den Vater — einen angesehenen Kaufmann — führte sein Geschäft viel nach außen. Kurze Zeit nur weilte er hin und wieder bei Frau und Kind. Die Erziehung Marias blieb deshalb ganz der Mutter überlassen. Als einziges Kind war sie erklärlicherweise der Liebling der Mutter. Mit seltener Liebe mag sich die junge Mutter dem Kinde gewidmet haben. Die Frucht dieser Erziehung war die Gemütsstiefe, die Stärke der Gefühle, die mir bereits in der kurzen Zeit ihres Aufenthalts bei uns aufgefallen war. Leider starb die Mutter, als Marie sieben Jahre alt war. Ein unerfäglicher Verlust. Dem Vater war es unmöglich, sein Kind selbst weiter zu erziehen, er übergab es seinem Bruder, einem kinderreichen kleinen Beamten.

Damit begann eine Zeit für die junge Halbwaise, die mit ihrer bisherigen Jugend im grellsten Widerspruche stand. Das Familienleben der nunmehrigen Pflegeeltern war ein nichts weniger als glückliches, die Kinder größtenteils unerzogen und verwildert. In diese für den regen Geist so schädliche Atmosphäre ward Marie hineinverlezt. Kein Wunder, wenn sie von dem ersten Tage an sich hier unglücklich fühlte. Durch die öfteren ungemütlichen ehelichen Szenen ihrer Pflegeeltern verletzt, von den herzlosen Kindern verpöthet und verhöhnt, von allen nicht verstanden, verlor sie ihren heiteren Sinn.

Nach einem Jahre starb unerwartet auch ihr Vater, sein Kind hilf- und mittellos zurücklassend. Diese Umstände besiegelten das weitere Schicksal der Kleinen.

Ihren bisherigen Pflegeeltern wurde sie zur Last, ohne finanziellen Vorteil war sie ihnen wertlos, überflüssig. Unnütze Esser waren genug da. Also mußte sie fort. Eine alleinstehende entfernte Verwandte nahm sich ihrer an. Sie glaubte sich in ihr ein billiges Dienstmädchen heranziehen zu können. Allein der verschlossene Charakter des Kindes sagte ihr nicht zu, ihr war das zarte Kind auch zu gebrechlich. Ihr Bruder war Gymnastiker, vielleicht konnte der Kapital aus ihr schlagen. Als dieser das schlankgebaute Mädchen mit den reichlichen Locken und dem angenehmen Aussehen sah, erbot er sich sofort, sich ihrer anzunehmen. Bei ihm wurde Marie „Künstlerin“.

Und nun wurde geübt. Der Körper sollte geschmeidig, der Fuß sicher werden.

Was tat man aber, um den kindlich regen Geist zu befriedigen, den Hunger nach Liebe und gemütvoller Entgegenkommen zu stillen? Nichts!

Durch Schläge und andere körperliche Strafen suchte man die Kleine möglichst bald dahin zu bringen, daß sie ihren Pflegern Geld einbrachte. Mit neun Jahren lief sie nunmehr sicher auf dem Seil. Ihr Gemüt aber war verbittert, vergrämt, verstockt.

So war sie mir das erste Mal begegnet. — — —

Die acht Tage waren vorbei, der letzte Tag — ein Sonntag — gekommen.

Marie kam am Vormittage schon. Noch einmal wollte sie sich mit Hilde austoben. Im Schulgarten war Gelegenheit geboten. Und doch schien es mir, als ob heute nicht die rechte Fröhlichkeit einkehren wollte.

Sollte die nahe Trennung schon wirken?

Bei Tische fiel mir Marias verändertes Wesen auf. Nicht wie sonst erzählte sie von allem möglichen. Still saß sie da, träumerisch vor sich hinblickend. Ich sah meine Frau bedeutsam an. Dem Kinde wurde es schwer, sehr schwer, sich zu trennen. Meine Befürchtung.

Halb im Scherz fragte ich Marie, ob sie sich nicht freue, daß sie nun wieder weiter könne, hinaus in die weite Welt, gleich dem gefiederten Sänger, der sich bereits hier und da zur Abreise rüste.

Sie lächelte, ein schmerzliches Lächeln.

„D könnte ich hier bleiben!“ Ihre Augen wurden feucht. Wieder jener sehnsüchtig-feuchte Glanz.

„Aber bist du nicht stolz, den Leuten zeigen zu können, was du kannst?“

„Nein.“ Unmutig kam es heraus.

... „Und nächstes Jahr kommt ihr wieder, nicht wahr? Aber schon im Sommer, damit alle die Fremden- und Sommergäste dich bewundern können.“ Klein Hilde suchte sich so ihrer Freundin für das nächste Jahr zu vergewissern.

Marie blieb stumm. Auch als sie sich verabschiedete. Kaum, daß sie ein „Danke“ herausbrachte. Es war ein heimlicher Ernst, den das jugendliche Antlitz zeigte. Hilde weinte, mir selbst war es merkwürdig ums Herz. War es Mitleid mit dem jungen Geschöpf, das eltern- und freudelos hinaus mußte, war es Trauer um dieses prächtige Kind, das als Komödiantin nimmermehr seine Geistesgaben entwickeln konnte. Sie ging stumm.

Ich sah ihr nach. Nach wenigen Schritten blieb sie stehen, — sie glaubte sich innerlich unbeachtet, — und lehnte sich, die Arme vor dem Kopf verschränkt, an einen Baum. Ein krampfartiges Schluchzen erschütterte ihren Körper. Aber nur einen Augenblick. Dann ging sie weiter. —

Am Abend saßen wir im Garten. Das trauliche Zirpen der Heimglocken, die für die Jahreszeit ungewöhnlich warme Abendluft hatten uns hinausgelockt. Die weit herabhängenden Zweige einer Traueresche schützten uns vor Zug und neugierigen Blicken. Ein verspäteter Falter umschwärmte das grelle Licht der Lampe. Vom Walde herüber ertönte hin und wieder das heisere Bellen der von der Liebe Sehnsucht erfaßten Hehböcke. Wir sprachen von Marie.

Da nahte sich jemand eilend der Schule. Ich sprang auf. —

„Was gibt's?“

„Herr Oberlehrer? Es ist gut, daß ich Sie antreffe. Sie möchten gleich nach der Wiege unter den Linden kommen. Es ist jemand von den Schauspielern verunglückt.“

Ich weiß nicht, wie ich darauf kam, aber augenblicklich schoß mir ein bestimmter Gedanke durch den Kopf: Marie!

„Wer ist's?“

„Ein Mädchen, ich glaube Mizzi wird sie gerufen. Sie ist zu Ihnen in die Schule gegangen und hat nach Ihnen verlangt. Vorhin ist sie vom Trapez gestürzt. Es wird wohl bald aus sein mit ihr.“

Ich wußte genug.

In Begleitung meiner Frau, die alles mit angehört hatte, eilte ich dem Orte zu, wo sie sein mußte.

In dem Innern eines jener bekannten grünen Wagen, der den Künstlern als Wohnung diente und dessen ärmliche Ausstattung bei dem trüben Lichte einer schmutzigen Laterne einen doppelt traurigen Eindruck machte, fand ich Marie wieder.

Bewußtlos, bleich — mit zerrissenen, beschmutzten Gauflerleide. An ihrer Seite der Arzt.

„Keine Hilfe möglich?“

„Nein, doppelter Schädelbruch und anscheinend gefährliche innere Verletzungen, dazu mehrfache Arm- und Beinbrüche. Sie wird noch einmal, das letzte Mal zur Besinnung kommen, auf Minuten nur, dann ist's vorüber.“

Erschüttert kniete meine Frau am armseligen Lager nieder und beugte sich über die Bewußtlose. In demselben Augenblick öffnete diese ihre Augen. Wieder derselbe feuchte Glanz, aber unendlich glücklich.

„Mutti, meine liebe Mutti,“ kaum hörbar kam es heraus. Dann streckte sich der kleine Körper, das Köpfchen sank zur Seite, ein leiser Seufzer.

Der Arzt beugte sich nieder. Einen Augenblick horchte er.

„Vorbei.“ —

Halb ohnmächtig brachte ich meine Frau nach Hause.

Am andern Tage erfuhr ich, daß Marie bereits während der ganzen Vorstellung ein düsteres, ernstes Gesicht gezeigt habe. Ernster denn je. Wie sich das Unglück zugetragen, wußte niemand. Mitten während des tollsten Schwingens habe sich auf einmal ihre Gestalt losgelöst vom Trapez und sei in weitem Bogen hart unten aufgeschlagen.

War sie ausgerutscht? Hatten die Kräfte sie im Stich gelassen? Oder — hatte sie sich gar freiwillig fallen lassen?

Ich hütete mich, meiner Frau von meiner Vermutung mitzuteilen. Sie wäre noch unglücklicher geworden, wie sie schon war.

Des Lebens Prosa

Novellette von Ernst Kundanitz.

Deutsch von Fried. v. Känel.
(Schluß).

Das Geschäft war bald abgemacht . . . viel zu schnell; gerne hätte ich das ganze Lager durchmustert, geprüft, gefeilscht, aber ich durfte Hans nicht aufhalten, ich befürchtete, daß er ungeduldig werden könnte und so entschloß ich mich für einen havannageleichen Grund und kleine rote Blumensträuße — ja, wir haben ihn übrigens noch, obschon er jetzt in meinem Kabinett liegt. Als wir nach Hause gekommen waren, war die Matte bereits aus dem Laden hergebracht worden und ich leute sie sofort an Stelle der alten, und du magst es glauben, Elli, ich war froher und glücklicher, als wenn ich ein ganzes Königreich erobert hätte. Schön nahm sie sich aus auf ihrem Platz, aber nicht ein Wort sprachen wir darüber. Es war, als ob es gestohlenes Gut gewesen wäre; aber jetzt hatten wir sie wenigstens.

Am Abend gingen wir, nachdem wir gegessen hatten, wie gewöhnlich in den Salon, um dort bequemer zu sitzen, während wir plauderten. Ich pflegte die Deckenlampe sonst nie anzuzünden, aber an diesem Abend tat ich es, denn ich wollte sehen, wie sich die neue Matte in stärkerer Beleuchtung ausnehmen würde. Er saß in seinem Schaukelstuhl, seinem gewöhnlichen Platz, ich aber ließ mich auf einem Stuhl drüben neben dem Ofen nieder; dort konnte ich die Matte besser sehen, als auf dem Sofa, wo ich sonst zu sitzen pflegte. Ich erinnere mich, daß ich an diesem Abend sehr zerstreut war; ich konnte nur an die Matte denken. Ich hörte kaum, was Hans sprach und ich saß die ganze Zeit und weidete mich daran, wie die neue Matte den ganzen Raum verwandelt hatte; sie verlieh dem Ganzen gleichsam ein vornehmeres Gepräge, nun konnte man doch wirklich sehen, daß man bei Leuten mit Schönheitsfuss und Selbstachtung war, meinte ich. Aber merkwürdigerweise machte ich die Beobachtung, daß auch Hans seine Augen die ganze Zeit auf die Matte gerichtet hielt. Er dachte vielleicht gar nicht daran, wußte vielleicht kaum, daß er sie betrachtete, es geschah wohl nur deshalb, weil seine Augen nicht an ihren Anblick gewöhnt waren, als würden sie unbewußt dorthin gelenkt, aber es verwunderte mich jedenfalls ein wenig. An diesem Abend sahen wir ungewöhnlich lange im Salon und es war nicht Hans, der zum Aufbruch schlug.

Zuweilen, wenn mein Mann viel zu tun hatte und bei seiner Arbeit aufzubleiben pflegte, ließ er sich auf dem Sofa in seinem Arbeitszimmer betten, damit ich nicht geweckt würde, wenn er ging und sich zu Bette legte. So war es auch an diesem Abend und wir sagten einander um elf Uhr gute Nacht. Ich blieb lange wach liegen und grübelte darüber nach und fand, daß es gewiß eine große Dummheit von uns gewesen war, die Matte bei Nacht zu kaufen. Wie, wenn die Farben bei Tageslicht sich ganz anders ausnahmen und nicht mit den Möbelstoffen harmonierten? Die hellroten Blumensträuße würden vielleicht gar nicht zu den dunkleren Nips auf dem Sofa und den Stühlen passen. Nun ja, schlimmsten Falles ließ sich die Matte vielleicht umtauschen und das würde wohl geschehen können, ohne daß Hans es merkte und Ueberlegungen belästigt zu werden brauchte.

Mein erster Gedanke, als ich am Morgen erwachte, war die Matte. Dank dem langen Wach-

bleiben am Abend hatte ich länger als gewöhnlich geschlafen: es war schon über acht Uhr. Ich stand auf und begann mich anzukleiden, aber die Matte ließ mir keine Ruhe. Wie in aller Welt würde sie sich bei Tageslicht ausnehmen? Ich konnte meiner Neugierde nicht widerstehen und mit Unterrock und Pudermantel bekleidet, öffnete ich die Schlafzimmertüre und guckte in den Salon. Draußen war heller Tag und der Sonnenschein frönte auf den Boden herein und beleuchtete die neue Matte, die so schön und prächtig dalag, doppelt schöner im Tageslicht und gar nicht feindslich gestimmt gegen die übrigen Farben im Raum.

Verzick befriedigt von dem Resultat meiner Untersuchung wollte ich mich zurückziehen und meine unterbrochene Toilette beendigen, aber als ich den Kopf drehte, war ich so eritaunt, daß ich mich nicht vom Fleck rühren konnte. In der Tür zum Zimmer meines Mannes, das auf der andern Seite des Salons der Schlafzimmertür gegenüber lag, sah ich eine schneeweiße Gestalt: es war Hans, mit Pantoffeln und bloß zwei Kleidungsstücken bekleidet. Er sah mich nicht . . . und auch er stand ganz in den Anblick der neuen Matte versunken. Ich fuhr völlig zusammen vor Freude und konnte mich des Lachens nicht enthalten. Er wurde ein wenig verlegen, als er mich erblickte und die weiße Erscheinung verschwand eiligst, aber sobald ich mich in der Morgenrock geworfen und das Haar ein wenig kräftigt hatte, stürzte ich hinein zu dem gnädigen Herrn und zwang ihn kurz, zu bekennen. O, wie wir lachten! Und jetzt kam es an den Tag, daß er gestern Abend ebenso stark wie ich von der neuen Matte interessiert gewesen war, obschon er sich geschämt hatte, es zu zeigen. Und er hatte sich jezt danach gefehlt, sie bei Tageslicht zu sehen und in der Nacht hatte er davon geträumt, daß er sein Tintenfaß darüber ausgeleert hätte, und jezt hatte er sich davon überzeugen wollen, daß es wirklich bloß ein Traum war. So gab das eine Wort das andere und ich fand den Mut, offen mit ihm über den leeren Raum zu sprechen, den ich zwischen ihm und mir gefühlt hatte. Er klopfte mich auf die Wange, wie er zu tun pflegte, wenn er recht freundlich war, nannte mich eine kleine Närrin und erklärte, daß er gar keine so vornehme Betrachtung vor der Prosa des Lebens bege, wie es den Anschein habe . . . das rühre ganz einfach von seiner Erziehung her. In seinem Elternhaus sei es Brauch gewesen, so wenig als möglich von alltäglichen Sachen zu sprechen . . . ich meinerseits nannte es im stillen Intelligenzbohnmüt und Hans war gewiß auch gleicher Meinung, obschon er es nicht sagte.

Von diesem Tag an war es, als ob Hans und ich einander erst richtig gefunden hätten. Der Weg zwischen uns lag jezt gerade und breit und frei. Ich hatte keinen Gedanken mehr, den ich nicht ihm gegenüber aussprechen konnte . . . damit will ich nicht sagen, daß ich es immer tat, aber schon das Bewußtsein, daß ich es könnte, genigte, um eine ganze Verwandlung bei mir hervorzurufen. Ich fühlte mich nicht mehr ich und fremd, ich konnte jede Minute natürlich und vollständig offen sein . . . und du weißt nicht, liebe Elli, wie das veredelnd wirken kann! Ich glaube gewiß, daß ich von diesem Tag an eine viel bessere Frau wurde. Was Hans betrifft, so konnte er nicht besser werden, als er war, denn er war ja schon vollkommen, aber ich glaube wohl, daß er sich gleich mir freier und ungeszwungener fühlte, seit die letzte Schranke zwischen uns gefallen war. Und das alles war das Verdienst der neuen Matte. Die Professorin hatte ihre Erzählung beendet.

Sie ließ das Strickzeug sinken und betrachtete mit ihrem lebenswüthigen Lächeln Elli, die aufmerksam zugehört hatte und jezt mit einem nachdenklichen Ausdruck in den dunklen Augen gegen einen Lehnstuhl gelehnt stand.

„Dank für diese Geschichte, Tante,“ sagte sie endlich. Sie mag ganz lehrreich sein, aber . . . ich erbe mich nicht. Ich habe recht, das fühle ich, das weiß ich. Ich werde mich daran erinnern, was du erzählt hast und später . . . einmal, wenn ich älter bin, wenn mich das Ungeheuer genommen hat, wie Tante Asker drohte . . . dann wird deine Geschichte mir vielleicht von Nutzen sein. Aber jezt nicht . . . nein, jezt nicht!

Mit einem Ueberreiß ihres alten Trostes warf sie den Kopf zurück und ging nach der Tür ihres Zimmers. Ihre Mutter sah ihr mit unruhiger Miene nach. Die Professorin zuckte mit scherzhafter Erhebung die Achseln und fragte:

„Willst du hineingehen und dich wieder aufregen und Bertha und ihren Bräutigam mit den amerikanischen Rollgardinen das Licht abverrenken lassen, das ich in deine Herzkammer habe werfen wollen.“

„Nein“, antwortete Elli mit der Hand auf dem Türgriff, „ich wollte sie bloß bitten, herauszukommen und uns ein wenig Muffel zu machen. Ich kann heute Abend das geistige Gleichgewicht nicht eher wieder erlangen, bis das junge Paar das Liebesduett aus „Romeo und Julia“ gesungen hat. Lache mich aus, wenn du willst, aber für mich ist dieses Medikament gewiß wirksamer, als deine Geschichte.“

Und damit ging sie.

Die Professorin lächelte und sagte zu sich selber:

„Jugend!“

Es lag eine schwache Nuance von Wehmut in ihrem Ton.

Sprüche

Lust du etwas, so tu es ganz.

* * *

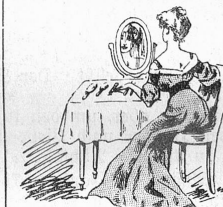
Wer einen Bogen spannen kann, ist schon was Niße;

Doch wer da schießt und treffen kann, der ist ein Schütze.



Alle, die sich geschwächt und elend fühlen,

finden in Ferrumanganin ein Kräftigungsmittel, welches unverweilt dabeit. Es schenkt neue Lebenskraft, wirkt appetit- und verdauungsanregend, ist angenehm von Geschmack.
Preis Fr. 3.50 die Flasche, in Apotheken erhältlich.



Die Wirkung der Crème Simon auf die ausgeprägten Hände und Lippen, Nase, Hautschuppen, Rauheiten zc. grenzt an Wunderbare. Diese kleinen Unannehmlichkeiten verschwinden in einigen Stunden wie durch Zauber. Sonnenbrand, Höten, Insektenstiche werden sofort durch den Gebrauch unserer Crème gemildert. Dieselbe ist ebenfalls zur Anwendung auf der so empfindlichen Kinderhaut sehr geeignet. Die Crème Simon befindet in äußerst wirksamer Weise das durch das Rasiermesser verursachte Brennen der Haut.

CHOCOLIER

SCHWEIZER FONDANT-CHOCOLADE